

ENNUI

Roman

Julius Castello



gorillaverlag.com

Julius Castello: ENNUI

Erste Auflage, 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder digitale Medien.

ISBN 978-3-9816897-6-1

© Gorilla Verlag, Inh. Laura Bruning (2021)

Cover: Tamara Tegethoff



Karma +1:

Ein Teil unserer Einnahmen geht an Ex-Labor-Schimpansen auf dem Gut Aiderbichl nahe Wien.

gut-aiderbichl.com

Für Asia

*Ah! Brich zusammen, Gesellschaft!
Stirb, alte Welt!*

Joris-Karl Huysmans: *Gegen den Strich* (1884)

Prolog

Unaufdringlicher, kaum merklicher Wind umwehte die Fassade des Hauses. Jenseits dessen herrschte sonore Stille vor.

Max träumte in der Nacht von Josephines Geburt. Während ihn das grelle Licht des Kreißsaals schmerzhaft blendete, entließ Nina unter entsetzlichem Schreien ein neues Menschenleben in den Daseinsstrom. Einige Sekunden später hielt er seine Tochter in den Armen. Obschon sie ein realitätsgetreues Abbild im Traum darstellte, empfand er einen ungewöhnlichen Ekel vor dem Kind.

In der Hierarchie seines Ekelempfindens nahmen die bloße physische Gestalt und die gewöhnlichen Epiphänomene der Geburt, so seien exemplarisch das Blut, die Überreste der Placenta und sonstige infernalische körperliche Ausscheidungen genannt, nur einen sekundären Rang ein. Auch das schrille, teils surreal-bizarre Schreien Josephines wertete er – trotz kakophonischer Verschärfung – nicht als eigentlichen kausalen Auslöser seines nach und nach ansteigenden Ekels, mitnichten, es war das bloße Faktum, mitverantwortlich für den Auswurf eines neuen Menschen

zu sein. Er betrachtete Josephines Gesicht, ließ ihr Schreien in seinen Gehörgängen vibrieren und für einen Bruchteil einer Sekunde fühlte er sich letzthin illuminiert: der Geburtsvorgang oder vielmehr die Geburt an sich war ein Frevel gegen Josephine selbst. Ihr Schreien vermochte auf nichts anderes hinzudeuten, als auf die fortan begonnene und just gefühlte, stetig um weitere Momente ergänzte Verlusterfahrung, welche in maliziöser Entschiedenheit *Leben* genannt wird.

Nachfolgende, bar jedweder Scham allerorten von Gattungsgenossen vorgetragene Glückwunschbekundungen zur Geburt des Kindes markierten nichts anderes als zynische Einlassungen, nun ein weiteres Mängelwesen unter ihresgleichen begrüßen zu dürfen, das seinen naturgemäßen, weithin verdienten Anteil am leidvollen Daseinskampf haben würde. Ja, im Traum wusste er, dass sich eine Art perfide Schadenfreude hinter den wohligh vorgetragenen Wünschen verbarg; jene Einsicht sollte aber noch im Verlauf des Traumes von selbst verblassen.

Antinatalistische Gedankengänge – weder von ihm selbst ausgehend oder von einer anderen Person geäußert – waren ihm bis dato unbekannt. Für ihn hatte ein neues Menschenleben bisher immer ausnahmslos etwas Positives dargestellt. Zu anderen Kindern außer den seinigen hatte er zwar keinen großartigen Bezug und manchmal fühlte er sich von den spielenden Nachbarsabkömmlingen gestört, besann sich aber meist wieder, indem er nicht frei von nostalgischen Wehen auf seine eigenen ersten Lebensjahre zurückblickte, wodurch sich sein aufkommender Ärger wieder verflüchtigte. »Ich bin schließlich kein verbitterter Spießer«, sagte er sich in diesen Momenten.

Noch in derselben Nacht stand Max auf und betrachtete Josephine in ihrer Wiege, in welcher bereits der erstgeborene Robert etliche Stunden seines ersten Lebensjahres verbracht hatte. Von Abscheu war keine Spur mehr. Zwar konnte er sich nur noch sehr

fragmentarisch an den Traum erinnern, aber ein postnataler Ekel zirkulierte noch immer in seiner Gehirnmasse. War sie im Traum verletzt? Krank? Deformiert? Roch sie schlecht? Er konnte es trotz aller Anstrengung nicht mehr sagen. Gleichmaßen schämte er sich seiner Gedanken.

»Wie kann ich nur so etwas denken? Selbst wenn es im Traum wahr gewesen wäre? Meine arme Josephine!« Mit zugleich empörter und wehleidiger Stimme sprach er die Worte beinahe schreiend aus.

»Max? Was machst du da? Geht es Josephine gut?«, fragte Nina noch halb schlafend, ihn dennoch dabei kritisch fixierend.

»Ja, alles in Ordnung.«

»Dann komm wieder ins Bett! Es ist erst vier Uhr. Schlaf noch ein bisschen!«

Max leistete Ninas Aufforderung widerstandslos folge. Nachdem er sich eineinhalb Stunden hin und her gewunden hatte, stand er endlich auf. Wiewohl er den Inhalt seines Traumes in der Zwischenzeit völlig vergessen hatte, stand er unter dem wirkmächtigen Eindruck einer baldig heraufkommenden Zäsur.

Kapitel 1

Max vermochte sich der hypnotischen Sogwirkung nur schwerlich zu entziehen, welche von den sich auf dem gekippten Wohnzimmerfenster spiegelnden erratischen Wolkenmustern ausging. Seine just begonnene Lektüre, irgendein trivialer Krimi aus Skandinavien, begann ihn bereits nach wenigen Seiten zu langweilen, sodass er es vorzog, dem Formspiel der Wolken zuzusehen. Er genoss diesen Moment der Ruhe und war *mit sich im Reinen*, wie man es dieser Tage so schnell und unbeholfen in den Äther vomierte.

Nina weilte indessen mit den beiden Kindern bei ihrer Mutter, während er unter dem Vorwand, unter Migräneanfällen zu leiden, zu Hause blieb. Eine andere Möglichkeit sah er nicht, sich endlich einmal wieder nur in der Anwesenheit seiner eigenen Person zu ergehen. Spätestens seit der Geburt Josephines bestand seine Existenz nurmehr aus jenen stereotyp-einfältigen Routinen, wie sie hundertfach in mal mehr und mal weniger stilsicher vorgetragener Larmoyanz in verschiedenartigsten Männermagazinen, Blogs, Kolumnen, Ratgebern und dergleichen Auswurferzeugnissen der westlichen Zivilisationshemisphäre mit Verve dargelegt wurden.

Hinfällig wäre indes die Behauptung, Max' Dasein hätte allein aus anschwellenden Daseinsfrustrationen bestanden – nichts wäre falscher gewesen... oder es käme wenigstens einem vereinfachten Erklärungsmodell gleich, das keinerlei Raum für dekorativ ausgestattete Doppelböden besäße. Nein, er liebte seine Kinder. Auch Nina liebte er noch im Rahmen seines durchschnittlich ausgeprägten emotionalen Reservoirs, wenngleich die seit einiger Zeit beständig wiederkehrenden Streitmotive die Passion in den Hintergrund gedrängt hatten.

So hätte er den Status quo seiner Ehe zumindest knapp skizziert, wenn ihn jemand danach gefragt hätte.

In apathischer Verzückung starrte Max noch einige Minuten gen Himmel, ehe ihn sein Smartphone dröhnend aus seinem so wohligen Eskapismus entriss.

»Hallo Schatz!«, begrüßte ihn Nina mit vorwurfsvollem Unterton. »Könntest du uns bitte abholen? Das blöde Auto springt nicht mehr an und mein Bruder kann uns nicht fahren, weil er immer noch mit seiner Wandergruppe unterwegs ist.«

»Was ist mit dem ADAC? Im Handschuhfach ist die Nummer auf einem Zettel notiert... und eigentlich solltest du sie doch endlich mal gespeichert haben, oder?!«

»Ja, ja! Ich habe schon nachgesehen, finde den verdammten Zettel aber nicht mehr und das Internet funktioniert hier irgendwie auch nicht. Also... würdest du uns bitte abholen?! Den ADAC kannst du ja dann verständigen. Wir wollen nicht mehr so lange warten.«

Max fiel der alte Golf seiner Frau mehr und mehr auf die Nerven, der seiner bescheidenen Auffassung nach schon lange dem Schrottplatz zugeführt hätte werden müssen. Eigentlicher Quell seines Zorns war indes Ninas Ton. Ein Ton, wie er in letzter Zeit immer häufiger aus ihrem Mund strömte, wobei Max beständig die Tatsache ignorierte, dass seine Wahrnehmung schon längst die unermesslichen Freuden der Selektion als Leitprinzip auserkoren hatte. Verärgert über den jähen Abbruch seiner schwelgerisch-kontemplativen Stunde warf er den Krimi auf den *IKEA*-Wohnzimmertisch aus Glas, streifte sich seine beige Funktionsjacke über und trat nach draußen. Sein vor einigen Jahren gebraucht erworbener Audi *A6* startete zuverlässig und für einen kurzen Moment stieg in ihm ein verwegener Impuls der Schadenfreude empor – war es doch Nina, die eine Aversion gegen

dieses *langweilige, völlig übertriebene Vertretermobil* hegte und intuitiv spürte, dass dem Auto keine lange Lebensdauer beschieden sei.

Abends im Bett sinnierte Max noch ungewöhnlich lange über den verlebten Tag, der scheinbar keinen außerordentlichen Verlauf oder eine besondere Wendung offenbarte, obzwar ihm der Sog des Immergleichen aus unerfindlichen Gründen niemals so deutlich ins Bewusstsein gedrungen war wie in diesem Moment, als er sich im Zuge von Ninas Anruf wieder um die Belange der Familie, *seiner* Familie, zu kümmern hatte.

Nina schlief bereits ihren seligen Schlaf. In letzter Zeit reichte es gerade noch so für ein hastig ausgesprochenes *Gute Nacht!*, an Konversation oder gar sonstige rituelle Zelebrationen der Ehe war nicht mehr zu denken. Als Max nach gut einer Stunde beinahe in die Sphären des Unbewussten entglitt, zeitigte sein inneres Auge plötzlich eines jener Wolkenmuster, die er am Nachmittag mit großem Entzücken betrachtet hatte, sodass alle Müdigkeit angesichts dieser ihn aufwühlenden janusköpfigen Euphorie von ihm wich, assoziierte er mit jener Formation am Himmel doch ein abstraktes Moment einer ihm verlorengegangenen, wenn nicht gar weit hin unbekanntem Freiheit. Seine eigene Person bildete die Antithese zu jener Form am Himmel, dessen wurde er sich nur Sekunden darauf gewahr. Eine Erkenntnis, die ihn erst recht nicht einschlafen ließ.

Um 7:00 Uhr klingelte sein Smartphone. Instinktiv griff er nach links auf Ninas Bettseite, aber sie war schon auf den Beinen und bereitete das Frühstück für Robert vor, der seit drei Wochen die erste Klasse der Grundschule besuchte. Josephine, ein halbes Jahr alt, schien noch zu schlafen, wie auch die ganze Nacht über. Immerhin kam ihm das Glück zu, die verbliebenen Stunden

Nachtruhe ohne Unterbrechung durch ihr nächtliches Schreien in unbewusster Entrücktheit verbracht zu haben.

Noch im Gähnen begriffen stand er auf und stolperte fast über den großen Teddybären, den sie Robert letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt hatten. Max vermeinte ein hämisches Grinsen im Gesicht des Bären zu erkennen, was ihn dazu verleitete, das Plüschtier in die Ecke treten zu wollen. Als er bereits mit seinem rechten Bein ausholte, übermannte ihn just ein geradezu irrsinnig ausgeprägtes Mitleid. Max besaß seit jeher ein groteskes Mitleidsempfinden gegenüber Objekten, vor allem jenen, die einem echten Lebewesen nachempfunden waren.

Seinen Anfang nahm dieser seltsame Schuldkomplex schon in seiner Kindheit, als ihm bereits die zerrissene Verpackung eines Schokoladen-Weihnachtsmannes ein betrübtes Gewissen hatte bereiten können. Indessen empfand er auch Bedauern mit allerlei Gebrauchsgegenständen, obgleich in Ermangelung eines subjektartigen Charakters (ergo ein Gesicht) der Intensitätsgrad nicht ganz so hoch war.

Zwei Stunden später im Büro – Max arbeitete als Sachbearbeiter, mittlere Beamtenlaufbahn im Dezernat für Gewerberecht, im Rathaus der Stadt – kämpfte er gegen einen massiven Müdigkeitsschub und vor allem gegen den Überdruß seiner einfältigen, längst zur Routine gewordenen Tätigkeit: Bescheide nach vorgegebenen Mustern formulieren, stupide E-Mails beantworten, Telefonanrufe entgegennehmen und dergleichen subalterne Verwaltungsobliegenheiten.

»Na, du siehst ja wieder wirklich gutgelaunt und höchst motiviert aus, Max! War das Wochenende wieder zu kurz... oder vielleicht doch einfach zu lang?«, fragte ihn seine Kollegin Elisabeth mit kokettem Lächeln auf den dezent rot bemalten Lippen.

»Klasse war es, danke der Nachfrage«, erwiderte Max reserviert und fragte nach einer kurzen Pause desinteressiert nach dem ihri-gen.

»Gut, ich frage besser nicht weiter nach, sorry. Meinst du denn, ich hätte Lust, hier den ganzen Tag zu sitzen?! Aber was sein muss, muss sein.«

Max winkte grinsend ab, um nicht wie ein Mistkerl zu erscheinen. Ferner hatte er auch Mitleid mit Elisabeth, welche vor zwei Jahren von ihrem Mann verlassen worden war und seitdem *mit depressiven Stimmungen zu kämpfen* hatte, was sie ihm vor einigen Monaten in einem seltenen Moment sozialer Intimität mit einem angedeuteten bitteren Lächeln im Gesicht mitteilte. Sie war, gleichwohl elf Jahre älter als er, nicht unattraktiv, aber ihre unterkühlte, nur manchmal durch bissige ironische Bemerkungen aufgelockerte Art wirkte gewiss auf viele Männer abschreckend. Darüber hinaus sympathisierte sie neuerdings offenbar mit feministischen Positionen, wenn man die entsprechenden Blogs, die durch den unachtsam offen gelassenen Browser ohne Weiteres von Max' Position heraus einsehbar waren, als hinreichendes Indiz dafür hernehmen wollte.

Nina hingegen verlachte derlei Attitüden. Politisches Engagement jedweden Gepräges besaß sie schon lange nicht mehr. Als sie noch Studentin war, hatte sie ab und an Demonstrationen lokaler Umweltschutz-Gruppierungen besucht, aber vielmehr aus der Motivation heraus, einem *Event* beizuwohnen. Für sie besaß das ganze Studium einen dergleichen Charakter, wie sie einmal Max mit schwelgerischem Ernst während einer ihrer ersten Begegnungen erzählt hatte. Max, der keinen Universitätsabschluss besaß, wunderte sich nach diesem lässigen Geständnis nicht mehr, dass sie ihr Biologie-Studium nicht zum Abschluss gebracht hatte. Ihre flatterhafte, bisweilen naiv-hedonistische Art hatte ihn anfangs sehr angezogen, als er jedoch im Verlaufe der Beziehung peu à

peu erfuhr, wie jenes Charakteristikum auch im Zusammenhang mit nicht wenigen männlichen Kommilitonen (und einer weiblichen Bekanntschaft) sein spezifisches Gepräge erhielt, stieß es ihn mehr ab, als er es vorher im Theoretischen für möglich gehalten hätte. Die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis war schon immer des Teufels.

Dieser Tage war von ihrer impulsiven Sturm-und-Drang-Zeit keinerlei Notiz mehr zu vernehmen. Ihre Existenz war von einer gleichmütigen Passionslosigkeit beseelt, derer sie sich kaum bewusst war; einzig in Robert und Josephine fand sie ein glühendes, in bestimmten Grenzen formbares Lebensprojekt, das ihr als Sinn-Surrogat diente. Unzufrieden war sie trotz allem auch auf anderen Ebenen nicht, obzwar neuerdings besonders empfänglich für vielgestaltige philiströse Erregungszustände des Alltags, welche sie oftmals in passiv-aggressiven Mustern gegenüber ihren Mitmenschen entlud.

Max beobachtete diesen Prozess mit Sorge, verdrängte seine Ehe-Studien im Laufe der letzten Monate aber zugunsten einer introspektiven Anschauung. Obschon seine Ehe mit Nina herbstliche Temperaturen annahm, spürte er, auch wenn er es nicht so formuliert hätte, noch ein anderes, latent im subversiven Dunkeln lauerndes Menetekel, das die eigentliche, ursprüngliche Gestalt seines allgemeinen Unbehagens markierte.

Häufig befiel ihn dieses Gefühl im Büro. Elisabeths unnachgiebiges Tippen auf der Tastatur, das im Minutentakt flackernde Licht der Neonröhre direkt über ihm und das leise, aber penetrante Hintergrundrauschen des Computers evozierten bisweilen aggressiv-diffuse Wallungen in ihm. Er driftete einmal mehr in einen geisterhaften Zustand ab und kam der symbiotischen Vereinigung mit jener mangelbehafteten Technik des Computers und der Neonröhre gefährlich nahe. Hierdurch stand er unter dem wirkmächtigen Eindruck, dass sein Sehvermögen

um wenige Zentimeter verschoben gewesen wäre, marginal ent-rückt, trotz unveränderter Position seiner Augen und seines Kopfes. Auch fühlten sich seine Arme und Beine fremdartig an, wie wenn sie nicht gänzlich zu seinem Körper gehörten oder dem Befehl einer unbekanntem Entität gehorchten. Erst Elisabeths mehrmaliges Nachfragen, ob er plötzlich ins Wachkoma verfallen sei, vermochte ihn aus jenem tranceartigen Zustand zu erlösen.

»Es geht mich ja nichts an... aber hast du Probleme zu Hause? Wenn du nicht darüber sprechen willst, kein Problem, aber manchmal helfen auch nur Andeutungen«, sagte sie gefeit von jedweder ironisch-bigotter Maskerade.

Max fühlte sich überrumpelt, zugleich aber auch erfreut über das unerwartete Gesprächsangebot. Noch als er sich im Widerstreit mit seiner selbst befand, ob sie eine sich der Wahrheit wenigstens annähernde Einlassung *verdiente*, nahm ihm Elisabeth seine Entscheidung ab: »Nein, schon in Ordnung. Solltest du später das Bedürfnis haben, steht mein Angebot natürlich immer noch. Ein wenig Sorge hat mir das eben ja schon bereitet...«

»Danke, nett von dir«, unterbrach Max sie bestimmt, aber freundlich lächelnd, »mir war eben einfach nicht gut. Vielleicht wird es mal wieder Zeit, einen Routinecheck bei meinem Hausarzt machen zu lassen.«

Elisabeth schaute ihn mit noch besorgterer Miene flüchtig an, ehe sie sich wieder dezent seufzend ihrer Arbeit widmete. Sie hatte ihre ehrlich gemeinte Hilfe angeboten, mehr konnte sie nicht tun. Max indes stand auf und ging über den Flur zu den Toiletten. Obskure, verworrene Gedanken quollen in seinem Kopf und drückten pochend gegen seine Schädeldecke. Sie zurückzudrängen war ihm nicht möglich, da sie unmittelbar mit dem gerade erst erlebten komaartigen Phänomen im Zusammenhang standen: War er krank? Psychisch? Physisch? Oder gar in beiderlei

Hinsicht? Allgemeinhin fühlte er sich, von den kleineren Krisissymptomen abgesehen, sehr normal. Psychische (und physische) Schief lagen waren ihm persönlich und aus dem näheren familiären Umfeld unbekannt. In Gänze unbekannt.

Insgeheim amüsierte er sich über modische Krankheitsbilder. Erst neulich hatte er sich im Supermarkt über einen lärmenden, unübersehbar an ADHS leidenden Jungen mehr vorgeblich denn ernsthaft echauffiert, indem er dessen Mutter im Vorbeigehen mit provozierendem Grinsen empfahl, dass sie ihren *halbirren Zappelphilipp doch bitte schnellstmöglich mit Tabletten behandeln* möge.

Er steckte sein Gesicht unter den Wasserhahn des rissigen Waschbeckens und wusch es in manischer Befangenheit, in der kindlichen Hoffnung, die Verworrenheit und die sich schon länger angekündigte mentale Schief lage abzuwaschen. Und wahrlich, er fühlte sich gleich um ein Vielfaches besser und erste Anzeichen einer chronisch anmutenden Unausgeglichenheit entschwandten vorerst in den Untiefen seines neuronalen Netzes. Beschwingt ging er zurück ins Büro und nahm seine Arbeit wieder auf, ohne noch einmal von seiner Psyche vorgeführt zu werden.

So schwanden die Tage ohne besondere Ereignisse dahin und Maximilian vergaß seinen mentalen Einbruch im Büro bald darauf wieder völlig. Sein Gemüt oszillierte zwischen gemäßigter Langeweile und kleinen Alltagsfreuden, so zum Beispiel, wenn er Josephine auf den Armen wiegte oder zusammen mit Robert dessen Spielzeugautos für ein Wettrennen präparierte. Die kleinen Freuden des Vaterdaseins wussten die Monotonie an der Arbeit, die gelegentlichen Dispute mit Nina und sonstige alltägliche Scherereien immerhin an manchen Tagen zu neutralisieren.

Und doch bemerkte er in den wenigen Stunden der gedanklichen Rast, die ihm blieben, dass sich ein Schatten über seine Gestalt legte, der zwar kein plakatives, kommendes Unheil prophezeite, jedoch mit unterschwelliger Nachhaltigkeit eine Agenda zu verfolgen schien. Gegen bedrohlich wirkende Assoziationsmuster, welche ihn insbesondere nachts kurz vor dem Fall ins Unbewusste oder morgens unter der Dusche heimsuchten, entwarf er eine wirksame Verdrängungsstrategie – in dergleichen Momenten zählte er alle Erfolge seines Lieblingsvereins, VfB Stuttgart, *en detail* auf und versuchte die Siegerkader zu rekonstruieren. Zwar hatte er irgendwo mal gelesen, dass Verdrängung niemals ein probates Mittel sei, gegen reale (oder nur vorgestellte) Probleme ins Feld zu ziehen, aber er hielt ohnehin nur wenig von psychologischen Quacksalbereien, welche er mit tiefenpsychologischen Paradigmen gleichsetzte, ohne profunderes Wissen über die freudianische Lehre oder andere Strömungen überhaupt für sich beanspruchen zu können.

Max war generell kein Mann des Geistes. Er hielt sich lieber an handfeste, greifbare Dinge, an die Realien seiner ihn unmittelbar umgebenden Umwelt. Sein induktives Erkenntnisvermögen erlaubte ihm ein Leben jenseits politisch-weltanschaulicher Maximen zu führen, obgleich er sich den Zwängen und Konventionen seiner kleinbürgerlichen Millieuverhaftung nur selten willentlich entzog. Persönliche Zufriedenheit und bewusstes Umgehen von existentiellen Nöten galten im als die Fixpunkte seines Daseins. Den Preis von periodischer Monotonie bezahlte er dafür bereitwillig und hätte dafür gar einen Kontrakt – theoretisch – mit seinem Blut signiert, zumindest noch bis vor kurzem, das heißt, bevor ihm sein zur Leere neigendes Sinn- und Erfüllungsreservoir subtile Botschaften zu entsenden begonnen hatte.

Beim Abendessen überkam ihm unerwartet eine Reminiszenz an jenen einschneidenden Moment im Büro. Nina, die sich selbst als große Tierfreundin verstand, bereitete teure Schnitzel aus dem Bio-Supermarkt vor – Max' Lieblingsessen. Als sie bemerkte, dass er seinen Teller bisher kaum angerührt hatte, fragte sie ihn nach dem Grund.

»Nichts, nichts... Ich denke nur über einen Fall im Büro nach«, log er.

»Bist du dir sicher? Normalerweise hält dich doch nichts davon ab, dein Schnitzel geradezu zu verschlingen, selbst dann nicht, wenn Stuttgart gerade das zweite oder dritte Gegentor kassiert. Oder willst du auf einmal eine Diät machen? Ich meine, schaden würde es dir nicht, Max«, sagte sie mit einem halb ironischen Gesichtsausdruck, der noch etwas durch ein kokettes Zwinkern abgemildert wurde.

Max überlegte kurz, ob er ihr etwas von seinem Erlebnis berichten sollte, unterließ es aber. »Eigentlich wollte ich den Fall endlich erledigt haben, aber ein merkwürdiger Paragraph verhagelte mir die Suppe. Nun heißt es auf Herrn Feldmann zu warten, bis er aus dem Urlaub zurückkehrt.«

»Und das wurmt dich so? Du hast Feierabend. Du wirst das Problem heute nicht mehr lösen. Also, lenk dich etwas ab«, sagte sie, während ihr selbst der Hunger ohne besonderen Anlass verging und sie den Inhalt ihres noch halb gefüllten Tellers dem Müll-eimer zuführte.

»Soll ich dir beim Abräumen helfen?«, fragte Max.

»Nein, schon gut, ich mache das schon.«

Von unterschwelliger Sorge vor einer potentiellen Wiederkehr des Ausnahmezustandes getrieben bemerkte er Ninas teils bereits verlorengegläubte Fürsorge kaum. Er grübelte noch eine Weile – seine Verdrängungsstrategie verweigerte dieses Mal ihren

Dienst –, bis er sich auf das Sofa legte und auf das Eskapismuspotential von *Netflix* hoffte. Nachdem er eine geschlagene halbe Stunde das Angebot durchforstet hatte, entschied er sich für eine nichtssagende deutsche Komödie. Als Nina sich hernach fünf Minuten später an seine Schulter lehnte, verschwand seine innere Unruhe allmählich.

Kapitel 2

Roberts siebter Geburtstag stand vor der Tür. Er war in seiner Klasse recht beliebt, sodass er eines Abends enthusiastisch auf Max zurannte und ihm mitteilte, dass die halbe Klasse zu seiner Feier komme. Roberts Klasse bestand aus gut 24 Kindern, was Max schlagartig ins Bewusstsein drang. Er hoffte auf eine seine Sorge relativierende Geste von Seiten Ninas, sie blickte ihn aber nur schulterzuckend an und schien mit etwas anderem beschäftigt zu sein.

»Kommen tatsächlich mehr als zehn Kinder zu der Party?«, fragte er Nina am Samstagabend schließlich in naiver Unbefangenheit, während er sich ein Bier aus dem Kühlschrank holte.

»Wenn Robert das sagt, wird es wahrscheinlich so sein. Willst du etwa vorher anhand des Klassenfotos streng nach den dir genehmen Nasen selektieren, oder wie darf ich deinen anklagenden Unterton verstehen?«, erwiderte sie etwas schroff. Max erkannte nun, dass sie derweil angestrengt einen Artikel in irgendeinem Magazin las.

»Nein, natürlich nicht. Aber findest du nicht, dass so viele Kinder... ich meine, wenn es tatsächlich ganze elf, wenn nicht zwölf oder dreizehn Kinder werden, ein entsprechendes Chaos im Haus

vorprogrammiert ist? Du erinnerst dich, dass wir erst letzte Woche eine neue Kommode und einen neuen Fernseher gekauft haben, ja?«

»Meinst du, die Kinder werden auf der Kommode herumspringen und gleichzeitig den Fernseher mit Fingerfarbe bemalen? Meine Güte, Max, hör dich doch einmal reden! Aber in Ordnung, es ist deine Entscheidung. Wenn du Robert sagen möchtest, dass er seine Einladungen doch bitte beschränken möchte, nur zu! Aber wunder dich später nicht, wenn er eine Woche beleidigt ist.«

»Na klar, jetzt schiebst du mir den schwarzen Peter unter, wie immer! Falls du es schon wieder vergessen haben solltest, warst du diejenige, die sich ewig beschweren musste, als Marlies den Teppichboden mit Wasserfarben versaut hat. Also, spiel hier bitte nicht die gütige, ausnahmslos alle Kinder liebende Fee, in Ordnung?«

»Du weißt ganz genau, dass ich mich vorher mit meiner Schwester gestritten habe. Wenn ich unfair zu meiner Nichte war, ist das allein, ich wiederhole, allein deshalb gewesen.«

Max richtete eine abwehrende Geste in ihre Richtung und war nicht mehr geneigt, noch mehr Eifer in diesen unrühmlichen Disput zu investieren, der stellvertretend für so viele andere in den letzten Wochen und Monaten stand und das Vorhaben, seinen zeitweise auftretenden Erschöpfungszuständen entgegenzuwirken, nachhaltig sabotierte. Er ergriff die Flucht und ging misstrauisch in sein Büro, wo er einen unlängst vergessen geglaubten Ego-Shooter im Regal fand, den er zu installieren beschloss. Nach einer guten halben Stunde und unzähligen dahingemetzelten Zombies verlor er das Interesse. Spontan griff er nach seinem Smartphone und kontaktierte Johannes, den er fragte, ob er Interesse an einem kleinen Umtrunk im *Sterneck* hätte. Minuten vergingen und nach dem erlösenden Signalton einer

empfangenen Nachricht griff er begierig nach dem späztzivilisatorischen Fellachenobjekt und registrierte zu seiner Freude Johannes' Zusage.

Max und Johannes kannten sich seit Kindertagen. Ihre Freundschaft bildete die Konstante in Max' Leben; die zweijährige, von heimlichem Groll seinerseits durchzogene Unterbrechung, als Johannes mit einer früheren Liebschaft in einer anarchistischen Kommune auf Teneriffa gelebt hatte, außen vor gelassen. Politische Theorie stellte kein Fanal in Johannes' Leben dar, aber dank seiner plötzlich aufflammenden Passion für jene Frau (Sandrina) hatte er sich zu jener Zeit in die Lektüre Kropotkins, Bakunins und anderen Schattenläufern der Macht verstiegen, obgleich ihm die totale Durchdringung jener Lehrgebäude nicht gelingen wollte. Er hatte sich sodann mit der Internalisierung kleinerer katechetischer Schriften begnügt, blieb aber im Wesentlichen seinem kleinbürgerlichen Habitus treu ergeben und mimte für Sandrina revolutionäres Gebaren. Unnötig zu erwähnen, dass sich dieses in aller Regel auf nur allzu bekannte Klischees und Schlagwörter reduziert hatte. Als die Beziehung endlich gescheitert war, kehrte er geläutert nach Deutschland zurück und hatte noch am selben Abend seiner Heimkehr mit Max sein neues-altes Leben innerhalb der bundesrepublikanischen Vorzüglichkeit begossen. In Max, der wiederum sein Ressentiment nach ein paar Flaschen Bier vergessen hatte, fand er seinen Bruder im Geiste wieder und sie hatten den einige Jahre zurückliegenden Abend seiner Wiederkehr damit verbracht, über verschiedenste Anekdoten aus dem Leben in der Kommune zu lachen. Beide hatten instinktiv den therapeutischen Effekt der Unterhaltung erkannt: Max fand Bestätigung darin, dass der Ausstieg aus einer normal beschiedenen Existenz nichts als eine kurzweilige, illusionäre Wonne sei.

In derselben Kneipe, sieben Jahre später, redeten sie an diesem Abend über allerlei Belangloses. Nebenbei lief das Bundesliga-Freitagsspiel, dem beide, obschon fußballaffin, keine große Beachtung entgegenbrachten. Erst zur späteren Stunde fiel Johannes der Schatten auf Max' Gesicht auf. Auch befand er, dass sein Freund an diesem Abend seltsam abwesend wirkte, wie wenn er über ein dringliches Problem nachgrübelte.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, erkundigte sich Johannes.

»Ja. Was soll denn sein?«, erwiderte Max, während er beständig die Klappe seines Zippos auf und zu schlagen ließ.

»Du wirkst doch ziemlich abwesend, völlig neben dir«, sagte Johannes und deutete auf das Zippo. »Hast du Ärger mit Nina? Geht es den Kindern gut?«

»Nein, nein, alles in bester Ordnung, wie immer. Ich hatte nur ein komisches Erlebnis im Büro letztens, das mich ein wenig verwirrt hat. Ich weiß nicht... Hattest du schon einmal den Eindruck, von einem Gerät, im Speziellen von einem Computer, *aufgesogen* zu werden? Keine Ahnung, ich finde keinen besseren Ausdruck dafür.« Max lachte unsicher und machte eine wegwerfende Handbewegung, um den erweckten Ernst gleich wieder zu relativieren; er wollte nicht als pathologischer Fall von seinem Freund angesehen werden.

»Haha, hast du etwa was geraucht?! Klingt ja echt abenteuerlich! Sorry! Aber im Ernst, war es so schlimm?«, fragte Johannes, der trotz Aufbringung all seiner Kräfte feierlichen Ernst demonstrieren wollte, aber sich außerstande sah, ein grunzendes Schmunzeln zu unterdrücken.

»Ach, nicht der Rede wert! Ich glaube, ich hatte einfach die Nacht zuvor zu wenig geschlafen und hatte einen Tagtraum, das ist alles. Du kennst das doch, oder? Kurz vor dem Einschlafen verselbständigen sich deine Gedanken und dein Gehirn stellt die seltsamsten Zusammenhänge her.«

Selbst überzeugt von dieser Kausalherleitung, erstickte er anschließend weiteres Nachfragen von Seiten seines Freundes, der ihn wiederum mit nachdenklichem Ernst betrachtete. Max konnte das Starren nicht länger ertragen und versuchte krampfhaft ein anderes, nach Möglichkeit seichteres Thema zu finden. Zu seiner Erleichterung bemerkte er an der Theke eine attraktive Frau, auf die er Johannes, der nun schon seit geraumer Zeit im *gesunden und vollkommen freiwilligen Zölibat* lebte, aufmerksam machte.

»Ja, ja, das Mädchel sieht in der Tat nicht schlecht aus. Aber hey, komm mir nicht schon wieder mit irgendwelchen Weibern! Ich habe null Interesse, daran hat sich nichts geändert. Nach irgendwelchen Abenteuern könnte ich mich natürlich umschauen, aber das bringt es doch wirklich nicht, Mann! Ich erinnere dich gerne an die Phase nach Sandrina – nur Ärger und Frust am Ende! Die ganzen Tussis können mir also gestohlen bleiben!«

Froh gestimmt ob des raschen Themenwechsels dachte Max nicht länger an sein Erlebnis *sui generis* und begann eine erregte Unterhaltung über stereotype Verhaltensweisen der modernen Frau, nur um irgendein Thema zu haben.

»...und der Feminismus macht das ganze Leben noch schwieriger als sowieso schon«, echauffierte er sich nach einer Weile in einer Melange aus hintergründiger Wut und freudiger Erregtheit, dabei mit seiner Hand einen imaginierten Scheitel (sein dunkelblondes Haar maß zu dieser Zeit nicht mehr als zehn Millimeter) nach links ziehend. »Wie war es denn damals auf Teneriffa mit deinen Anarchos aus der Kommune? Die waren doch bestimmt noch radikaler als die Wohlstandsemanzen hierzulande, oder? Solche Unsitten wie Gender... Gender...«

»Gender-Mainstreaming?«

»Genau! Haben die das auch so ernst genommen? Wir in der Behörde wurden angehalten, sensibel auf geschlechterdiskriminierende Sprache zu reagieren. So ein Schwachsinn!«

Max nickte gleichgültig und Johannes ergriff wieder das Wort: »Na ja, das böse Patriarchat ist natürlich ein großer Feind, klar, aber nur einer unter vielen. Der große Theoretiker dort, ich nannte ihn immer Laberhannes, nannte das *Sekundärproblemzone*, meine ich. Kurz gesagt, es wurde keiner schief angeschaut, wenn mal jemand vergessen hatte, dieses *innen* zu verwenden. Die hatten dort ganz andere Probleme als unsere Antifa«, sagte Johannes mit halb geschlossenen Augen, wie wenn er gerade angestrengt ein besonders herausragendes Beispiel suchen würde.

»So ist die Welt«, bemerkte Max, um Johannes aus seiner Reflexionsstarre zu befreien. »Ich kann mich noch gut an die alten Geschichten erinnern.«

Im angetrunkenen Zustand verweilten die beiden Freunde noch eine knappe Stunde länger im *Sterneck*, bevor beide mit einem Taxi den Heimweg antraten. Max versuchte später so leise wie möglich die Haustür zu öffnen und ging auf Zehenspitzen ins Bad. Er wollte es nicht riskieren, einen neuerlichen Streit mit Nina wegen einer Lappalie dieser Art vom Zaun zu brechen.

Noch in der Vorbereitung für den dringend gebotenen Schlaf begriffen, hielt Max mit der Zahnbürste im Mund vor dem Spiegel inne. Jener zeitigte einen diagonalen, kaum merklichen Riss in der rechten oberen Ecke, den er neuerdings immer wieder aus diffuser Faszination heraus anstarrte, dabei von einer leichten Mitleidsregung beseelt. Er ließ den Abend Revue passieren. Es war ein durchweg amüsanter Besuch in der Kneipe gewesen und es hatte ihm Freude bereitet, Johannes wiedersehen zu haben, aber dennoch währte er sich in einer leeren, wenngleich nicht vordergründig melancholischen Verfassung.

Letztere wäre ihm ungleich lieber gewesen. Fünf Minuten wusch er sich die Hände, ehe er sich überwand, das Bett aufzusuchen, von welchem aus Nina ihren Geist längst in surrealistische Parallelwelten projiziert hatte.

Brief I

Lieber Herr Neuheuser,

Sie kennen mich nicht und Sie werden mich auch nicht kennenlernen, wenn es nicht mit dem Teufel zugehen sollte, der ja bekanntermaßen oft seine – gerüchteweise – so graziilen Taten in den aller merkwürdigsten Angelegenheiten zu stecken pflegt.

Das ist kein guter Einstieg, oder? Nein, wahrlich ist er das nicht. Aber müßige Einleitungen zu verfassen oblag meiner Person noch nie, aus diesem Grunde will ich es dabei belassen und Sie, lieber Herr Neuheuser, nicht weiter damit behelligen, sofern Sie sich nicht bereits just in diesem Moment dazu entschlossen haben sollten, dieses gewiss in Ihren Augen sinnabstinente Papier zu zerknüllen und in den nächst gelegenen Orkus zu werfen. Sollte dies nicht zutreffend sein und Sie ehrwürdigerweise die weiteren Zeilen dieses Briefes lesen, sei es auch nur, um zu sehen, was der vermeintlich in einer pathologischen Disposition verhaftete Verfasser zu bezwecken gedenkt, muss ich gleich vorweg eine weitere Enttäuschung in den Raum widerhallen lassen: dieser Brief hat keinen Zweck, kein noch so unterschwelliges, im Klandestinen verhangenes Telos. Aber gilt dies nicht

für das gesamte Dasein? Von dem Tag an, wo man geboren wird, um gefühlte Stunden später und nach großem Leidensdruck wieder von dieser ewiglich rotierenden Kugel zu verschwinden? Und doch, für gewöhnlich steht man jeden Morgen – trotz dieser Erkenntnis – auf und versucht sich abermals darin, das eigene Tun in einen übergeordneten Sinnzusammenhang zu stellen, sein scheußlich anzusehendes Antlitz auf dieser Welt irgendwie zu rechtfertigen.

Eine vermutlich fehlgeleitete, pathetische Allegorie, aber sie soll in aller Grobheit nur verdeutlichen, dass es schlichtweg keine Rolle spielt, ob Sie den Brief wegwerfen oder sich in den Weiten der allabendlichen TV-Unterhaltung verlieren.

Weitere narzisstische Vermessenheiten und Weitläufigkeiten will ich Ihnen und mir erst einmal ersparen. Ich will nun gleich zu dem Punkte kommen – und knüpfe schließlich damit wieder an den kurzzeitig verlorengegangenen Pfad an –, warum ich gerade Sie als Empfänger für diese Zeilen auserwählte. Was soll ich schreiben? Es entschied der bloße Zufall (auch wenn der nur selten geschätzte Determinismus manches Mal dazu neigt, sich mit einer grotesk-schönen venezianischen Maske als ebensolcher zu verhüllen). In concreto bedeutet dies, dass ich in Ermangelung anderer Ideen das Telefonbuch in einer Bahnhof-Telefonzelle aufschlug, mit geschlossenen Augen blätterte und meinen rechten Zeigefinger wahllos auf die linkerseits aufgeschlagene Seite justierte und endlich auf Ihre Adresse zeigte. "So trivial wie eine Kirchentür", wie einst Joris-Karl Huysmans in einem anderen Zusammenhang schrieb. Keine obskuren Verbindungen, keine bisher unbekanntes Verstrickungen verbinden Sie und mich. Genauso gut hätte es Herrn Neumann oder gar Frau Niemann treffen können. Oder eben Herrn Öztürk.

Spätestens jetzt werden Sie ein weiteres Mal darüber sinnieren, dieses lausige Schriftstück von einem Dahergelaufenen, der jedwede Zurechnungsfähigkeit vermissen lässt, in den Müllimer zu werfen. Wenn Sie nicht gar mit dem Gedanken spielen, "zur Sicherheit die Polizei zu verständigen"; nicht, dass nicht doch irgendein sinister Plan hinter diesem absonderlichen Brief steckt. Aber Sie dürfen mir vertrauen, außer Ihnen Briefe (den Plural führe ich gleich aus) zukommen zu lassen, habe ich nichts anderes mit Ihnen im Sinne. Bis auf Ihre Adresse weiß ich nichts über Ihre Person, Ihren Familienstand und Beruf oder Ihre Vorlieben/potentiellen Abseitigkeiten und dergleichen mehr. Nada. Im Gegenzug haben Sie, wenn Sie denn wollen, die Gelegenheit, meine Person kennenzulernen. Ich beabsichtige, Ihnen im wöchentlichen Turnus Briefe aushändigen zu lassen, welche entweder für mich besondere Ereignisse aus meinem kleinen bescheidenen Dasein oder mehr oder weniger systematische Gedanken zu beliebigen Sujets zum Gegenstand haben. Absender der Briefe ist mein Anwalt, dem ich blind vertraue; es wäre also hinfällig, wenn Sie der ganze Komplex, nur teils entgegen meiner Erwartung, ausreichend interessierte, um etwaige Recherchen ob meiner Person anzustellen. Sie werden mich nicht treffen oder mehr über mich herausfinden, als das, was ich Ihnen in Briefform offenbare.

Vielleicht, lieber Herr Neuheuser, haben Sie bis hierhin gelesen und sich ob der enorm ausladenden Blasiertheit echauffiert oder auch amüsiert; vielleicht werden Sie alle zukünftigen Briefe meinerseits sofort ohne Umschweife in die Papiertonne werfen oder gar meinen Anwalt kontaktieren, dass dieser bitte von weiteren, Sie belästigenden Zusendungen absehen möchte... Ja, mit diesem Risiko muss ich nolens volens leben, während Sie sich parallel

die Frage stellen werden, warum ich nicht mein Tagebuch, einen Psychologen oder Geistlichen, wenn Sie sich nicht zufälligerweise als solcher erweisen sollten, mit Auswürfen dieser Couleur belästige. Eine alles in allem berechnete Fragestellung, wie ich freimütig zuzugeben geneigt bin. Die Quintessenz dieser "Lebensbeichte" ist Anonymität. Auch wenn sich nach und nach eine Vorstellung von mir in Ihrem Geiste einprägen wird, werden Sie mich letztthin doch niemals in aller Plastizität vor Augen führen können, um mich abermals zu wiederholen. Allenfalls bleibt Ihnen damit eine Enttäuschung erspart, betrachten Sie es am besten aus dieser salbungsvollen Perspektive.

Ich möchte Ihnen aufrichtig für Ihre sicherlich kostbare Zeit danken, die Sie meinem Anliegen geopfert haben und vielleicht werde ich ja das Glück haben, Sie fortan als beständigen Leser schätzen zu können?

*Mit hochachtungsvollen Grüßen,
Ihr Verfasser*

Kapitel 3

»Was liest du da?«, fragte Nina Max, just nachdem dieser die letzte Zeile des Briefes gelesen hatte.

»Hm? Irgendein Verrückter hat beschlossen, mir Briefe zu schreiben. Ziemlich merkwürdig, oder?«

Nina griff nach dem Brief und las ihn unter gelegentlichem Stirnrunzeln und mit halb geöffnetem Mund. In dieser Haltung sah

sie einerseits etwas gealtert aus, da der dezente schwarze Lid-schatten ihre Augenfalten betonte, andererseits umgab sie paradoxerweise auch eine sich nur noch selten offenbarende juvenile Aura. Max genoss jenen besonderen Moment in ihm fremder meditativer Anschauung, sodass er den Grauschleier, der in Folge der großen Gewöhnung nach einigen Jahre Ehe unweigerlich eintritt, für einen Augenblick von ihrer Gestalt zu lösen vermochte, ehe der Effekt langsam schwächer wurde und schließlich verblassen sollte, als sie wieder das Wort an ihn richtete.

»Du hast recht. Der Mann muss doch vollkommen neben der Spur sein! Selbst wenn es stimmt, dass er deine – unsere! – Adresse zufällig in einem Telefonbuch ausgewählt hat, was ich übrigens nicht so recht glauben kann, ist das doch... na ja... wirr. Und das ist noch sehr vorsichtig formuliert. Was meinst du, unter welcher psychischen Störung dieser Typ leidet? Offensichtlich ein Narzisst, ein besonders psychopathischer Narzisst. Er sitzt vermutlich irgendwo ein und aus Langeweile verschickt er solchen Quatsch. Abwarten, ob wirklich noch ein Brief kommt. Wirf ihn am besten gleich weg und vergiss das wirre Geschreibsel; du hast schließlich andere Sorgen.«

Immer dann, wenn sie mit diesem passiv-aggressiven und teils hysterisch anmutenden Ton sprach, wünschte sich Max weit fort von ihr; zu manchen Zeiten flirtete er gar, dabei gehalten in überbordenden Gefühlswallungen, mit dem Gedanken, den Gang zum Scheidungsrichter anzutreten, so auch jetzt wieder: *Ich bin nicht mehr glücklich mit dieser Frau*. Jäh brach diese Erkenntnis über ihn ein, obzwar dieses Mal kaum von impulsiv-emotionaler, sondern vielmehr von kühl-rationalistischer Natur getragen. Und doch: Jener nur einige Minuten zuvor erlebte Eindruck ihrer nurmehr selten aufflackernden Anmut legte sich mit nicht zu leugnender, bittersüßer Schwere auf sein Gemüt hernieder, wie wenn